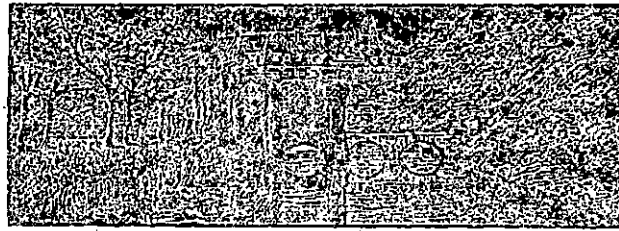


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

Erscheint jeden Monat als Beilage
der „Brühler Zeitung“.
Einzelnum. 10 Goldpfennig



Schriftleitung:
Seminar-Oberlehrer J. Nießen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl
G. m. b. H.

Nr. 2/3

März 1924

5. Jahrgang

Zur Geschichte der Ortsgruppe Brühl des Eifelvereins.

Gegründet am 11. Juni 1921 mit 42 Mitgliedern, ist die Ortsgruppe Brühl heute auf 207 Mitglieder angewachsen. Mit besonderem Nachdruck hat sie sich vom Anfang an der Pflege des veredelten Wanderns angenommen, das darauf ausgeht, die natur- und historisch, volkstümlichen und wirtschaftlichen Eigenheiten und Werte der heimatischen Landschaft aufzuzeigen und zu werten. Ueber die Wanderungen werden eingehende Berichte abgefaßt, von denen mehrere in den „Brühler Heimatblättern“ veröffentlicht wurden. An der Abfassung beteiligten sich insbesondere die rührigen Schriftführer des Vereins, die Herren Brustkowi, Kleith, Keinermann und Walbet. Eine warme Willkommene Wirtin die Ortsgruppe beim Ausnahmestrich von Herrn Dehnen, der veranlaßt die Heimatbücherei, die bereits 92 Nummern umfaßt. Auch die Erneuerung der Wegebezeichnungen durchs Borgebirge zwischen Brühl und Bonn wurde durch die Ortsgruppe Brühl durchgeführt. Mit dem 7. Oktober 1921 eröffnete die Ortsgruppe die Reihe ihrer beliebt gewordenen Heimatabende, wobei der Vorsitzende die Gedanken für diese Abende entwickelte, die getragen sein sollen von echter Heimatstimmung und wahrer Heimatforschung, der Heimatstimmung, d. h. des gefühlsmäßigen, von Wärme und Begeisterung getragenen Erlebens der Heimat, der Heimatforschung, d. h. der verstandesmäßigen kritischen Betrachtung der Heimatverhältnisse, wie sie uns im Naturschaffen, in der Menschen-Arbeit und im Menschen-Gemeinschaftsleben in Gegenwart und Vergangenheit (Geschichte) entgegentreten. Zur Verschönerung der Heimatabende stellten sich Musikfreunde im Verein zur Verfügung, indem sie sich unter der Leitung des Herrn Peter Siegburg zu einem Doppelquartett vereinigten. Der Konzertsänger Herr Joseph Siegburg erfreute wiederholt durch seine kunstvollen Solovorträge. Unter der Leitung des Herrn Willi Klein bildete sich ein Vereins-Orchester.

An Vortragsthemen wurden auf den Heimatabenden behandelt:

Die geschichtliche Entwicklung der Stadt Brühl. Von Privatdozent Dr. G. Carwen.

Der deutsche Walb. Von Schriftf. Rad Salm-Röln.

Rheinische Sitten und Gebräuche. Von Seminar-Oberlehrer Nießen.

Rheinische Sagen und Legenden. Von G.-D. Nießen.

Sagen vom Siebengebirge. Von Sem.-Oberl. Nießen.

Massitten und Gebräuche. Von Sem.-Oberl. Nießen.

Zons, das rhein. Rothenburg. Von Sem.-D. Nießen.

Unsere rheinische Heimat in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Von Direktor Nadermacher-Röln.

Rheinische Siedlungsgeschichte. Von Universitäts-Professor Dr. Lubin-Bonn.

Das rheinische Volkslied. Von Seminar-Oberlehrer Nießen.

Der Rhein in der deutschen Dichtung. Von Studienrat Dr. Simper.

Natur und Kunst in der Westfälischen Landschaft. Von Gymnasiallehrer Brinkmann.

Don 23. Juni, am 24. Juni und am 25. Juni. Von Pfarrer Falkenberg-Walberberg. Mit Rezitationen aus Raabes Werken von Pfarrer Lehmann-Röln.

Mehr Freude. Von Gymnasiallehrer Brinkmann.

Der Tod des Freiherrn von Röll in der Comestrasse zu Brühl am 5. Mai 1733. Von Privatdozent Dr. Grevens.

Eigene Montanbeschreibungen von Direktor W. Nadermacher-Röln.

Persönliche Erinnerungen an Wilhelm Raabe, Ernstes und Heiteres aus Raabes Werken. Von Pfarrer Lehmann-Röln.

Wie die Römer unsere Vorfahren dargestellt haben. Von P. A. Tholen-Röln.

Im Anschluß an den Vortrag über „Rheinische Sitten und Gebräuche“ regte der Verleger Herr Becker die Einführung eines Martinsfackelzuges für die Schulen Brühls an. Am 10. November 1922 bewegte sich ein schier endloser Fackelzug mit über 2000 fackeltragenden Schülern zum ersten Male durch die Straßen der Stadt. Tausende Zuschauer als Brühl-Stadt und Land umrahmten das prächtige Lichterbild. Die Bürgerschaft nahm Anteil durch Illumination der Häuser und Abbrennen von Feuerwerk. Nicht minder schön war der zweite Zug am 11. November 1923. Im Dienste der Heimatpflege standen auch die Vereinsbesuche in den Museen, so der zweimalige Besuch des Provinzial-Museums zu Bonn unter Führung des Herrn Direktors Prof. Dr. Lehner und der Besuch des Prähistorischen Museums zu Köln unter Führung des Herrn Direktors Nadermacher.

Am 21. Dezember 1921 schloß sich die Ortsgruppe Brühl dem Zweckverbande Köln an, der die Ortsgruppe Kölner Eifelverein, Ortsgruppe Köln des E., Ortsgruppe Wiesdorf, Ortsgruppe Rülheim und Ortsgruppe Monheim umfaßt.

Seitdem begründete die Ortsgruppe Brühl den Plan einer Ausstellung im Kölner Messegebäude, welche die rheinische Landschaft als Motiv in Literatur und Kunst sowie die Landschaft in Stadt und Dorf zeigen will. Die Ortsgruppe nahm an den Vorberatungen teil und wird die Ausstellung reich bescheiden.

Auch bei der Gründungsverammlung der „Rheinischen Naturwacht“ am 8. März in Köln war die Ortsgruppe

vertreten und hat sich als korporatives Mitglied der Vereinigung angeschlossen.

Eine besondere Ehre erblüht die Ortsgruppe Brühl darin, daß sie heute am 29. März den Hauptvorstand des Eifelvereins in der Stadt Brühl begrüßen darf. Allen Eifel Freunden entbietet sie ein herzliches Willkommen und veranstaltet ihnen zu Ehren einen Heimatabend, der wie die ganze Arbeit des Eifelvereins unter dem Zeichen treuer Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland stehen soll. R.

Brühls Anfänge.

Von Privatdozent Dr. J. Greven.

Verglichen mit jenen Ortschaften, die aus keltischen oder germanischen Siedlungen, aus römischen Lagern und Kastellen hervorgewachsen sind, ist Brühl keine von den ganz alten Städten unserer rheinischen Heimat; es verdankt vielmehr Ursprung und erste Entwicklung einer erst im Mittelalter emporgekommenen Macht: den Erzbischöfen von Köln.

Schon seit alters waren die Erzbischöfe am Vorgebirge begütert; sie besaßen hier auch, mitten zwischen bereits gerodetem Land, einen „Brühl“, d. h. ein eingegegtes und jagdbares Gebiet zum Aufenthalt dienendes Waldstück, einen Tiergarten oder Wildpark.

Bei diesem „Brühl“, der der späteren Stadt den Namen gab und im Schlosspark immer noch fortlebt, die zerstreut liegenden Besitzungen in einem Burghof zusammenzufassen, war das Werk des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167–1191). Vor allem darauf bedacht, den weltlichen Besitz der Kölner Kirche auszubauen und abzurunden, hat dieser Zeitgenosse des Kaisers Friedrich Barbarossa, eine der kraftvollsten Persönlichkeiten auf dem Kölner Erztuhle, in ungewöhnlichem Ausmaß freies Gut, vor allem Burgen mit ihren Dienstmännern, erworben: über vierzigtausend Mark Silber — für die damalige Zeit eine ungeheure Summe — hat er darauf verwandt, allenthalben im Deutschen Reich, am Niederrhein und in Westfalen, in Mitteldeutschland und in den Niederlanden, Burgen zu kaufen, die im Falle eines Krieges oder einer Fehde den Kölner Mannschaften geöffnet werden mußten. Es liegt auf derselben Linie, wenn Philipp zur Sicherung und Zusammenfassung des erzbischöflichen Landbesitzes an verschiedenen Stellen seines Machtbereiches Burghöfe anlegen ließ. Er tat dies, wie uns die Chronik des Heinrich von Herford meldet, in Soest, Reddinghausen, Hüchelhoven (bei Neuß), Brühl, Dechenich und Roddingen (nordöstlich von Jülich). In dem Burghof am „Brühl“, dessen Entstehung also zwischen die Jahre 1167 und 1191 fällt, schuf Philipp von Heinsberg einen Verwaltungsmittelpunkt für den erzbischöflichen Besitz am Vorgebirge; in ihm sind die vorher bestehenden Fronhofsverbände Pingsdorf und Mervich (ein untergegangenes Dorf an der Stelle des heutigen Rierberg) aufgegangen.

Die auf Ausdehnung der Landesherrschaft gerichteten Bestrebungen Philipps fanden ihre Krönung, als Friedrich Barbarossa ihm im Jahre 1180 zum Danke für die in Italien geleisteten Dienste das durch den Sturz Heinrichs des Löwen erledigte Herzogtum Westfalen zuteilte. Allein jetzt wurde aus dem treuen Helfer des Kaisers ein nach Selbstherrlichkeit strebender Reichsfürst, der bald schon in denselben Bahnen wandelte wie der gestürzte Welfenherzog. Auch die Nachfolger Philipps auf dem Kölner Erztuhle haben von da an als rheinische Landesfürsten eine Politik getrieben, die mehr als einmal zum Schaden des Kaisertums und des Reiches ausschlagen sollte. So ist es auch gekommen, daß in dem weltgeschichtlichen Entscheidungskampfe zwischen Kaiser und Papst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Brühler Burghof Zeuge eines kriegerischen Zusammenstoßes von Anhängern der beiden habenden Weltmächte geworden ist.

Am 20. März 1239 hatte Papst Gregor IX., der in dem Streite des Kaisers mit den auffässigen Bombar-

den vergebens das Schiedsrichteramt beanspruchte, über Friedrich II. den Kirchenbann verhängt. Der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238–1261), der seine rheinischen Gegner von König Konrad, dem Sohne des Kaisers, begünstigt sah, wurde dadurch auf die päpstliche Seite gedrängt: zwei Jahre später trat er mit Erzbischof Siegfried von Mainz offen als Gegner des Staufenkaisers hervor. Zu diesem aber hielten mit dem Grafen Wilhelm IV. von Jülich (1219–1278) auch die Städte Köln, Trier und Aachen. Im Januar 1242 unternahm nun (so berichten die Kölner Königschronik und ein lateinisches Zeitgedicht) der Jülicher Graf, dessen Kriegsvolk durch Aachener verstärkt worden war, einen Blünderungszug durch das erzbischöfliche Gebiet. Als er, mit reicher Beute beladen, von Bonn aus den Müdenmarsch antrat und im Brühler Burghof sein Nachtlager aufschlug, zog Erzbischof Konrad in der Gegend des heutigen Rierberg eiligst Mannschaften zusammen und stieß gegen den Grafen vor. Der legte sich, um Zeit zu gewinnen, aufs Unterhandeln, entwich aber dann unter dem Schutze der abendlichen Dämmerung; die Aachener hinter ihm her. Gepäd und Gefangene fielen den Erzbischöflichen in die Hände. Im Februar kam es bei Dechenich, wo ja ebenfalls ein erzbischöflicher Burghof lag, zu einem erbitterten Gefechte, bei dem aber Konrad unterlag, und in die Gefangenschaft des Jülichers geriet; bis zum 2. November hat er in der Burg Mibeggen als Gefangener schmachten müssen. Der große Kampf aber, von dem diese Zusammenstöße diesseits und jenseits unseres Vorgebirges nur belanglose Zwischenspiele darstellen, endete bekanntlich mit dem Untergang des staufischen Geschlechtes, ja mit dem Ende des mittelalterlichen Kaisertums.

In den Kämpfen bei den Burghöfen Brühl und Dechenich war auch schon der politische Gegensatz zwischen dem päpstlich gesinnten Erzbischof und seiner kaiserlichen Hauptstadt scharf hervorgetreten. Das aber ist für die weitere Entwicklung Brühls (und gleichzeitig Dechenichs) von Bedeutung geworden. Bis dahin hatte der Brühler Burghof den Erzbischöfen nur vorübergehend Aufenthalt geboten: so urkundet hier im Jahre 1217 Erzbischof Engelbert von Berg, der Heilige (1216–1225), und im Jahre 1237 sein Nachfolger, Erzbischof Heinrich von Mülenart (1225–1237). Das wird seit Konrad von Hochstaden anders. Während nämlich das übermächtige Köln im weiten Umkreise keine Stadt neben sich aufkommen ließ, wovon noch heute der auffallende Mangel städtischer Gemeinwesen in der Kölner Gegend, der „städtelere Raum“ um Köln zeugt, sehen wir nun umgekehrt die Erzbischöfe gedrängt; gegen ihre nach Unabhängigkeit strebende Hauptstadt und gegen den Jülicher Grafen feste Stützpunkte zu gewinnen. Daß dabei ihre Wahl auf Brühl und Dechenich fiel, ist nach dem Vorhergehenden wohl verständlich. In dem heftigen Zwiste, den Konrads Nachfolger Engelbert von Falkenburg (1261–1274) mit der Stadt Köln auszulämpfen hat, erscheint der Brühler Burghof geradezu als Hauptquartier des Erzbischofs. Meister Gottfried Hagen, der Kölner Stadtschreiber, hat alle diese Ereignisse in dem „Buche von der Stadt Köln“ eingehend geschildert. Die Vorgänge im Juni 1262 leitet er mit folgenden Versen ein, die hier (in der neuhochdeutschen Bearbeitung von Franz Wilhelm Diegels) folgen sollen:

Man lud zu neuer Tagfahrt ein,
Die sollt im Kloster Weiher sein.
Der Bischof wollt, daß alle kämen,
Dort seinen Willen zu vernehmen.
Sie kamen zu demselben Tag.
Der Bischof, der zu Brühl lag,
Sandt den von Bitinghoven, Herrn Hermann,
Dahin mit Herrn Peter von dem Kran.
Nach Weiher kamen sie gefahren,
Wo von Köln die guten Leute waren.
Zu ihnen sprachen diese zwei:
„Unser Herr ist zu dem Brühl hier bei,
Ihr Herren, ihr müsst noch hier bleiben,
Wir fahren unsres Herren Botchaft betreiben
Und sie gehörigen Orts vortehen.
Dann kommen wir wieder zu euch, ihr Herren.“

Hätten wir mit der Gemeinde gesprochen,
Wär eure Klage wohl schon gebrochen. —
Schnell ritten sie nach Köln dann fort
Und meldeten der Stadt aufs Wort,
Was ihnen der Bischof aufgetragen;
Das sollten sie noch sehr beklagen!

Es würde zu weit führen, die in diesen Versen berührten Ereignisse im Einzelnen darzulegen. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß Erzbischof Engelbert seine Verhandlungen von Brühl aus führt; hier bot ihm der Burghof mit seinen Vorräten und den Mannen vom Vorgebirge sicheren Rückhalt in seiner gefährdeten Lage.

Nicht lange mehr, so kam es zum Abschluß dieser ganzen Entwicklung. Der nächste Erzbischof, Siegfried von Westerburg (1274—1297), führt den Entscheidungskampf mit der Bischofsstadt, die in der Schlacht bei Worringen am 5. Juni 1288 endgültig ihre Freiheit erlangt. Siegfried hatte das Unabwendbare kommen sehen; schon bevor er auf dem Schlachtfelde die Macht über Köln verlor, hatte er die bisherigen Burghöfe zu Städten erhoben: am 15. September 1279 verleiht er Lachenich, am 27. April 1285 verleiht er Brühl Stadtrechte; mit dem Bau einer festen Burg war hier schon im Jahre zuvor der Anfang gemacht worden. Als drohende Trugburg gegen das widerspenstige, zur freien Reichsstadt sich entwickelnde Köln ist also Brühl in die Reihe der rheinischen Städte getreten. Von seinen Landesherren, den Erzbischöfen und Kurfürsten, von Köln, zunächst begünstigt, ja sogar zur Landeshauptstadt erhoben, hat es später doch vor Bonn zurücktreten müssen, ist aber kurkölnische Stadt geblieben, bis zum Einmarsch der französischen Revolutionsheere im Jahre 1794, also über ein halbes Jahrtausend. —

So spiegeln die Anfänge unseres Städtchens mittelalterliches Machtringen wieder und gewähren uns Einblick in den Lauf rheinischer und deutscher Geschichte.

Ein Blumenparadies im Brühler Park.

„Das schöne Brühl“ hört man weit und breit in rheinischen Landen sagen und denkt dabei an das prachtvolle Schloß und seinen Park. Schloß und Park sind Brühls Bistumskarten und haben schon manchen Natur- und Kunstfreund eingeladen und zu Besuchen angeregt. Der Park zeigt jahraus, jahrein, in jedem Monat seine besonderen Eigenheiten und Schönheiten. Glanzpunkt bietet er vor allem in seiner reizenden Frühjahrsflora, im jugendgrünen Matenschnud, in der sommerlichen Lebenshöhe und im fallenden Herbsthaud.

Die mächtige Humusdecke auf verlehntem Löß und alluvialen Schwemmboden im Park sendet beim Erwachen des Frühlings, wenn durch die noch kahlen Baumzweige frei das goldene Sonnenlicht zum lebensbergenden Waldboden fließt, eine Laubwaldflora von unerreichter Fülle, Mannigfaltigkeit und Schönheit hervor. Schon um die Weihnachtszeit beginnt das Grün der Moospolster an dem dicken Wurzelwerk der Buchen und den alten Stämmen der Linden und Kastanien sich heller zu färben als Zeuge jungfräulichen Lebens, das seinen Höhepunkt in der Bildung zierlicher Sprenkapseln erreicht. Auch die vom Sturme gebrochenen moedenden Aeste am Boden sind von dichten Moosrasen überzogen, die das Sterben verdecken, ja in neues Leben überführen. Aus dem dünnen Waldboden kriechen, zuerst tütenförmig eingerollt, dann weit ausgebreitet, die saftglänzenden Blätter des Aronstabs hervor. Aus dünnen Schichten lockerer Lauberde und den Winkeln morriger Wurzeln alter Buchen erheben sich die dichten, hellgrünen Blätter des Sauerklees, der über und über mit Blüten sich schmückt, die zu dem Zartesten gehören, das die Pflanzenvwelt herporzaubert; durch das liebliche Weiß der fünf Kronblätter ziehen sich wie pulsierendes Blut purpurne Adern hin, die den Weg nach dem gelblich-gelben Blütengrunde weisen, wo in fünf Grübchen der Nektar für die Gäste aus der Insektenwelt ruht. Zu

hundert, oft tausenden schaukeln auf schlanken, züchtig angehängten Stielen die Köschchen der Waldanemonen im Frühlingswind. Die Feigwurz breitet ihr glänzend Gold am Boden aus. Am Waldrande leuchtet der Blütenschnee des Säckelbors in die Laube. Am Wege steht trüppweise das zartblättrige, mokkusbüsternde Bismutkraut und hebt schüchtern sein lichtgrünes, würfelförmiges Blütenköpfchen dem gedämpften Walddlicht entgegen. Im Waldesinnern erstrahlen in ungezählten Scharen die milchweißen Blüten der Stürmliere. Daneben stehen in dunklem Rot und mattem Blau bescheiden die Blumenglöckchen des Gungentrauts. Im Laube versteckte Veilchen und stolz aufstrebende Waldtulpen hauchen ihre zarten Düfte in die frische Waldbluft aus. Majestätisch hebt die Goldnessel ihre Goldquirle empor, streckt der Aronstab seine Blütencheiden aus. Alle diese Blumenfülle und Blütenpracht wird weit überboten durch die Blumenteppeiche, die der Berchensporn im Brühler Park ausbreitet und diesen zur Frühjahrszeit zu einem wahren Blumenparadies gestaltet. Wie mit einem Zauberschlage können sie das Auge eines jeden Parkbesuchers. Nur an wenigen Stellen des Niederrheins hat der Berchensporn sein Heim errichtet, und nirgendwo so schön und so reich wie im Brühler Park. Schier endlos dehnen die Teppiche sich hier aus, schmiegen sich dem kunstgewessenen Waldboden an. Und wenn dann die lachende Frühlingssonne ihren Strahlengruß durch die Zweige sendet, bis in die Falten des Teppichs hinein, dann gibt es Lichtspiele und Farbenspiele in grenzenlosem Wechsel. Es ist, als wolle die Natur hier eine Mustertafel aller Farbtöne vom reinsten Weiß durch Gelb und Grün zu hellem, blauem und braunem Rot ausbreiten, aus welcher der Park für den Sommer und Herbst seine Auswahl treffen kann. Dem scharfen Gegensatz von Weiß und Rot hat der Volksmund einen treffenden konkreten Ausdruck verliehen, indem er die wolblühenden als „Säbchen“, die weißen als „Hühchen“ bezeichnet. Veranlassung zu diesen Vergleichen mag auch wohl die Form der in dichten Blüentrauben vereinten Einzelblüten gegeben haben, wovon jede in einem langen Sporn endigt. Der ganze Bau der Blüten und die damit in Zusammenhang stehende Bestäubungsweise sind für den aufmerksamen Beobachter äußerst interessant.

Auf den ersten Blick möchte man sie für Schmetterlingsblüten halten. Wie diese besitzen sie vier fast wagrecht gerichtete Kronblätter, deren oberes sich im vorderen Teile fahnenförmig aufwärts richtet, während es in seinem hinteren Teile sich zu einem langen gewölbten Nagel und einem gebogenen Sporn fortsetzt. Das untere Kronblatt ist wagrecht lang vorgestreckt und zu einem passenden Anflugplatz für besuchende Insekten ausgebildet. In der Mitte stehen zwei gleiche, festanliegende Kronblätter, die dem Schiffschen der Schmetterlingsblüte gleichen, je ein Fruchtblatt (Stempel) und zwei Gruppen von je drei Staubblättern einschließen und zudem durch ihre hellere Färbung den Weg zum Nektar oder Honig weisen. Dieser liegt wohlverwahrt im Grunde des Sporns und steigt höchstens 5 Millimeter weit hinauf, so daß er nur von langrüsseligen Bienen, z. B. von Pelzbienen erreicht werden kann. Die Honigbiene kann beim Berchensporn nur Pollen (Blütenstaub) sammeln. Hummeln pflegen den Sporn in der Honiggegend oben anzubeißen und den Honig zu rauben. Die Pelzbienen aber lassen sich auf der Unterlippe der Blüte nieder, klammern sich an die schiffchenähnlichen Kronblätter an und führen ihre Rüssel zwischen Schiffschen und Blütenfahne in die Blüte ein, wobei sie die Spitze des Schiffschens herabdrücken. In jungen Blüten berühren sie dabei den auf dem Narbenkopf hervortretenden Pollen; denn schon vor dem Aufblühen haben sich die Antheren (Staubbeutel) geöffnet und ihren Pollen in runden Häufchen in die Schiffschenpitze fallen lassen, wo er die kopfförmige, mit kammartigen Zaden überdeckte Narbe ganz umhüllt. Sobald der Drud aufhört, springt das Schiffschen in seine ursprüngliche Lage zurück, und zwar so oft, bis der Pollen von den Bienen aufge-

nommen ist und aus dem Schiffe die freie Narbe hervorragt, deren feine, schwammige Zotten an dem haarigen Bienenkörper sich abreiben, wodurch erst die Narbe für den aus längeren Blüten überbrachten Pollen aufnahmefähig oder empfängnisfähig wird. Daraus erklärt sich auch, warum der Verdensporn trotz häufiger Selbstbestäubung eine hohe Unfruchtbarkeit besitzt, die auch selbst dann sich zeigt, wenn die durch künstliches Zerreiben freigelegte Narbe durch eigene Pollenkörner bestäubt wird, die zwar keimen, aber dann in ihrer Weiterentwicklung gehemmt werden. Gut ausgebildete Früchte sind daher beim Verdensporn verhältnismäßig selten. Die Vermehrung der Pflanze ist aber durch die Wurzelknolle gesichert. Die knollenlosen Verdenspornarten (z. B. der gelbe Verdensporn) sind auf Vermehrung durch Früchte angewiesen und zeichnen sich demgemäß durch Selbstbestäubung aus. Eine besonders reiche Fruchtbarkeit zeigen die dem Verdensporn nahe verwandten Erdbaucharten, einjährige Pflanzen, die den Sommer und Herbst hindurch in unseren Gärten und Feldern ununterbrochen blühen und fruchten und aussäen, keimen und wachsen. Wir erkennen aus diesen Beispielen, wie jede Pflanzenart ihrem Baucharakter entsprechend ihre Lebensart einzurichten weiß, um sich und ihr Geschlecht auf die sicherste Weise zu erhalten, also dem das ganze Naturleben beherrschenden Selbsterhaltungsprinzip Rechnung zu tragen.

Aus vergilbten Blättern

Von Dr. Wilhelm Simper.

II.*

Ein Brühler Gelegenheitsdichter vor 100 Jahren

In den Jahren 1818–1823 erschien in Köln die literarisch nicht unbedeutende Zeitschrift *Colonia*, die heute so gut wie vergessen ist. Das einzige noch vorhandene (unvollständige) Exemplar ist Eigentum der Kölner Stadtbibliothek. Im Jahrgang 1822 befinden sich zwei Gedichte, die auf Brühler Verhältnisse Beziehung haben. Sind es auch keine Meisterwerke, so verdienen sie doch wohl wegen ihres Gegenstandes, hier mitgeteilt zu werden.

Der Name des Verfassers ist A. Debord. Ueber seine Persönlichkeit läßt sich aus alten Standesamtsurkunden im Brühler Rathaus folgendes feststellen. August Debord war 1805 in Neuf geboren als Sohn eines gewissen Martial Debord. Seine Mutter Gertrud geb. Weisweiler stammte aus Brühl; sie war die Tochter von Joseph Weisweiler und Margarete Gravens. Dieser Ehe entstammte außerdem eine Tochter Agnes, die sich im Jahre 1840 mit dem Wäcker Friedrich Witz zu Brühl vermählte. In der Heiratsurkunde wird von den Brautleuten eidlisch versichert und von vier Zeugen bekräftigt, daß der Vater der Braut (eben jener Martial Debord) seit dem Jahre 1813 (!) verschwunden sei. Die auf diese Weise vermittelte Gertrud Debord geb. Weisweiler ist dann sehr bald mit ihren Kindern nach Brühl zu ihrem damals (bis 1833) unverheirateten Bruder, dem Gastwirt Peter Joseph Weisweiler, zuzugewandert; sie wird fortan in den Urkunden selbst als Gastwirtin oder Wirtin bezeichnet. Damit war Brühl die Heimat des jungen August Debord geworden. Hier besuchte er vermutlich die damals von Johann Kaspar Schug geleitete höhere Schule im ehemaligen Franziskanerkloster, an welcher Pfarrer Gareis 1812 bis 1815 den Religionsunterricht erteilte. Im Jahre 1833 begegnet er uns in der Heiratsurkunde seines Oheims W. J. Weisweiler und der Augusta Sibylla Walburga Poncellet unter den vier Zeugen als „Referendarius“. Er wurde dann Notar in Witzburg (Bez. Trier) und starb bereits am 28. August 1836 bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Brühl.

Das erste der beiden Gedichte, in Nr. 71 vom 10. Juli 1822, bezieht sich auf den (allerdings schon im Jahre 1815 erfolgten) Tod des Pfarrers Gareis, als dessen ehemaligen Schüler sich der Dichter bezeichnet. Ueber diesen feingebildeten und seelenreiferen Priester, der 1793–1815 in sturmbelegter Zeit als Pfarrer in Brühl segensreich wirkte, berichtet ziemlich ausführlich Bertrams Chronik der katholischen Pfarre Brühl (1. Teil, S. 150–154). Man rühmte ihm besonders nach, er habe „oft die herrlichsten, gelehrtesten und eindringlichsten Reden auf der Kanzel“ gehalten. Seine Redegabe, daneben seine Frömmigkeit und Menschenliebe, feiert auch Debords Gedicht:

Auf Gareis' Tod.

Weinet, Freunde! Pflanzet Rosen und Tulpen
Auf des blaffen Freundes Grab!
Tot ist, Brühler! euer Redner Erster,
Euer Gareis tot!

Seine Zunge, die von Weisheit triefte,
Ach! sie ist verstummt, verstummt!
Seine Augen, ach! von Menschenliebe
Glänzen sie nicht mehr.

Seine Hände falten im Gebete,
Ach! sie falten sich nicht mehr:
Die Ergüsse seiner schönen Seele
Schreiben sie nicht mehr.

Weinet, Freunde! Pflanzet Rosen und Tulpen,
Auf des blaffen Freundes Grab!
Tot ist, Brühler! euer Redner Erster,
Euer Gareis tot!

Das Gedicht liefert einen beachtenswerten Beweis dafür, welchen tiefen Eindruck die bedeutende Persönlichkeit des Pfarrers Gareis auf seine Zöglinge gemacht hat.

Das zweite der beiden Gedichte, in Nr. 73 vom 14. Juli 1822, ist an die Sebastians-Schützengesellschaft in Brühl gerichtet. Der Verfasser verrät seine klassische Bildung, indem er eine Stelle aus dem lateinischen Dichter Horaz (Carm. I, 12) als Motto an die Spitze stellt: Quid prius dicam solitis parentis laudibus? Was soll ich eher singen als das Lob der Mutter? Er bittet um Aufnahme in die Gesellschaft, deren Vorgänge er im Stile der Aufklärung und Humanität preist, mit dem Gefühlsüberschwang, wie er jener Zeit eigentümlich ist; auch ein Nachhall der Revolutionsideen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit fehlt nicht. Der poetische Bittsteller ist jedoch nach Ausweis der Akten nie als Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen worden. Das Gedicht lautet:

An die St. Sebastians-Gesellschaft in Brühl.

Nehmt, traute Brüder, nehmt in eure Gesellschaft mich auf!
In eurem Bunde entschlummern alle Sorgen!
Beschränkt wie ihr, ist auch mein Erdenlauf;
Sein Ausgang mir, so wie sein Schluß verborgen.

Die Bosheit spricht hier nicht ihr Rattengift
Auf unbeforgter Unschuld Rosenkronen;
Wahre Gleichheit teilt der Gesellschaft Trist,
Und Freiheit herrscht, wo Bastianer wohnen.

Das Hohngeziß des Heuchlers mengt sich nicht
In eurer Stube friedensäußend Wesen:
Kein Västertreis hält hier sein Strafgericht,
Kein Reider lauert, Gebrechen auszuspähen.

Ein Herz darf hier, das man schon oft verriet,
Noch eine Welt sich träumen, frei vom Bösen;
Die Treue, die des Schicksals Härte sätet,
Sucht hier den Gram in Freuden aufzulösen.

O Bund, der mich mit Seraphshuld umschwebt,
Brüder! hier belebt sich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt, von Hoffnungsgold durchweht,
Dürfte ich hier mein Zufluchtsstätten bauen.

In einer längeren Anmerkung zählt der Verfasser einige „der ehemaligen vornehmsten Mitglieder“ der Gesellschaft auf und fügt dann noch folgenden für den Geist der Zeit sehr charakteristischen Erguß (dessen erster Satz freilich vom Druckfehlerteufel verstümmelt zu sein scheint) hinzu:

„Die Feierlichkeiten, die noch das wahre Gepräge altteutscher Ceremonien tragen, nehmen am 14. dieses ihren Anfang, wo in dem Gasthose zum Welbedere unter einer eigens dazu errichteten altteutschen Schmausmaschine (?) das Fest ihres Bundes feiern.“

Mögen doch nur jede Freunde des Altertums Hand in Hand dem Haine dieses Bundes zuwandeln, um in seinem Umfange jene edleren Vergnügungen aufzusuchen, welche zwischen den reinen Freuden des Himmels und den rohen Ergöckungen der tierischen Welt das Mittel halten und eben deswegen unserer Natur vorzüglich angemessen sind.

Wir finden hier die romantische Schwärmerei für „altteutsches“ Wesen und den moralisierenden Geist der Aufklärung zu jener eigentümlichen Mischung vereinigt, wie sie für das damalige Geistesleben in Deutschland, auch am Rhein, und besonders für die Zeitschrift *Colonia* so bezeichnend ist.

* Vgl. Nr. 1 des 2. Jahrgangs der Brühler Heimatblätter.

Vom Weidwerk am Hofe des Kurfürsten Klemens August.

Von Ludwig Nießen.

Es hat sich in Schloß und Park und der Umgebung Brühls gegen die frühere Zeit so vieles verändert, daß es nicht recht gelingen will, ein lebendiges Bild vom höfischen Treiben in Brühl unter Klemens August zu gewinnen. Die Formen und Farben des Schlosses sind verwittert und verblaßt, der bewegliche Schmuck des Schlosses ist in alle Winde zerstreut, die Gärten sind öde Rasen geworden, die Wasserkinste versiegt, die Weiher verschlammte, die köstlichen Bauten des Parks verschwunden oder zerfallen. Eine neue, so ganz andere Zeit und neue Menschen haben sich mit Bahn und Fabrik und lauter Wirtschaftlichkeit hereingebracht; das ehemals wildreiche Waldrevier der Wille ist von Kohlengruben zerfressen und die Niederung zum Rhein hin, früher wenig kultiviert und von weiten Sumpfstrecken und Waldstücken durchzogen, ist heute bis auf kleine Reste in Adernutzung genommen. Wie Beschreibungen, Ortsnamen, Pläne und Stiche und auch der Bilder- und Figurenschmuck der Augustusbürg und des Schlosses Falkenlust spiegeln schwach wie halberblindetes Glas einzelne Bilder aus der galanten Zeit, als man hier blau und weiß trug und wie im Paradies lebte. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, diese Bilder in den großen Rahmen einer allgemeinen Schilderung des höfischen Lebens unter Klemens August einzuspannen; es würde sich ein reiches, kulturhistorisch überaus interessantes Gemälde ergeben, das Gemälde einer künstlerischen Kultur, die alle Lebensformen durchdrang und mit bezaubernder Eleganz erfüllte. Beherrschend tritt darin die Jagdvergnügung hervor; die unerfättliche Jagdpassion des Kurfürsten gab seiner Hofhaltung und seinen künstlerischen Unternehmungen das bestimmende Gepräge. Von den mannigfachen Formen des Weidwerks, wie es damals in und um Brühl betrieben wurde, sei hier einiges erzählt.

Brühl war, wie auch sein Name (broil*) = Wildpark) andeutet, schon seit seinem Ursprung ein Mittelpunkt kurfürstlicher Jagerei gewesen. Tiefe Wälder zogen sich ehemals über die Hänge des Vorgebirges bis weit in die Rheinebene hinein; der Park ist aus ihnen herausgeschnitten und noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als Jagdrevier verwendet worden. Erst Klemens August entspreibete ihn seiner alten Bestimmung, indem er ihn mit dem Schloßneubau in Verbindung brachte und für eine Jagmerie nutzte. Die Gegend um Brühl bot so viel Gelegenheit zu mannigfaltigster Jagd, daß mit der Umwandlung des Parks von der jagdlichen Bedeutung Brühls nichts verloren ging.

Die Waldgründe der Wille waren mit Rot- und Damwild und mit Wildschweinen gut besetzt, und der Kottenforst, der sich südlich an die Wille anschloß und mit ihr durch den über den Gebirgskamm laufenden schnaden (geraden) Jagdweg verbunden war, war eine hervorragende Wildbahn; selbst Wölfe waren in diesem Forst nicht selten. In der Wille und im Kottenforst wurden die großen Jagden abgehalten, unter denen die Parforcejagd und die „eingerichteten“ Jagden auf Hirsche und Wildschweine besonders bevorzugt waren. Zum Betriebe dieser Jagdarten gehörte ein großer Aufwand. Dem Oberjägermeister Ferdinand Joseph Freiherrn von Weichs, dessen Nachfahren noch heute auf Schloß Roesberg sitzen, unterstand ein kleines Heer von Hofbeamten, vom Oberpiqueur bis herab zum letzten Hundeknecht. Ein Marstall von über 100 edlen Pferden, große Meuten vornehmlich englischer und dänischer Hunde, die in den Zwingern in Brühl und Bockenich gehalten wurden, dienten dieser Jagerei. Die Vorbereitung der Parforcejagd lag in den Händen des

Kommandanten der Parforcejagd; bis 1733 beileibete dies Amt Johann Baptist Freiherr von Noll zu Bernau, nach dessen Tode†) der von Klemens August 1733 an den Hof gezogene Bruder Ignaz Felix von Noll, der zugleich Obriststall- und Obriststallmeister war. Er hatte das Jagdrevier und den Hirsch oder die Sau auszumachen, die gehetzt werden sollten, das Relais aufzubauen, das den Wechsel von Pferden und Hunden bei längerdauernder Heze ermöglichte, und den geordneten Verlauf der Jagd zu überwachen. Es muß ein prächtiges Bild gewesen sein, wenn die Jagdgesellschaft, die Herren in der knappen, grünen, goldbebordeten Tracht, die Damen in Rot und Gold, von Brühl auf die Höhen der Wille austritt. Die Jagd verlief meist so, daß zunächst einige — meist zwei — besonders gute Hunde auf die frische („warne“) Fährte gesetzt wurden, um den Hirsch von dem Trupp abzutreiben; war er vereinzelt, dann wurde die Meute, meist aus 70–80 Parforcehunden bestehend, gelöst, die geschlossen auf der Fährte folgte und den Hirsch solange trieb, bis er ermattet sich den Hunden stellte. Die Jagdgesellschaft ritt hinter der Meute, der Kurfürst als Jagdherr gab dem Tier den Gang, indem er ihm mit dem Hirschfänger durch die linke Brust ins Herz stieß. Eine reiche Folge von Hornsignalen begleitete den Verlauf der Jagd von der Fanfare „Anjagd“ bis zum „Halali“. Der rechte Lauf des Tiers kam dem Kurfürsten zu, mit den andern Läufen ehrte er seine angesehensten Jagdgäste. Auf dem Jagdschloß Clemenswerth (im westfälischen Besitz des Kurfürsten) wird noch heute eine Sammlung rechter Vorderläufe gezeigt von Hirschen, die Klemens August auf der Parforcejagd gestreckt hat. *)

Ueber einige glückliche Parforcejagden auf den Hirsch berichtet Klemens August in Briefen an seinen Bruder Karl Albrecht, den regierenden Herzog in Bayern und nachmaligen Kaiser Karl VII. **) So schreibt er aus seinem Hauptquartier Godesberg oder aus seiner Residenz Bonn am 4. 10. 1734:

... Ich hab vor 3 Tagen ein Hirsch von 14 Enten in merenden Kämpfen geschossen; gestern aber ein von 12 forcirt, der e Stund gedauert.

7. 10. 1734:

... Gestern habe abermahlen einen Hirschen von 14 Ent forcirt, welcher kaum ein Stund dauert.

17. 10. 1734:

... Gestern ist die Parforcejagd wiederum glücklich von staten gegangen, indem ein Hirsch von 14 Ent, welcher zwei Stund gedauert, gefangen worden. Die Jagd hat künstlich angefangen und schön geendigt, weil ich zwei von denen gefessenen Hunden habe abkuppeln lassen gleich so auf die kalte Fährte, dan der Hirsch bald ein Stund voraus war, so wie versichert gewesen ist, das dieser Hirsch ist. Wurden alsdan die übrigen Hund losgelassen, welche ihm auch gefangen und zwar alleinich, indem nie gewesselt wurde, weber mit Hund noch Pferd.

21. 10. 1734:

... Wie gestern den Hirsch gefangen, hab ich's aufs wenigst noch nie gesehen; Ingleichen auch glaube wenig Piqueure. Er hatte 12 auf den Kopf und dauerte anderthalb Stund mit den ersten Hunden und Pferden. Nachdem hielte selber for denen Hunden in den Dideben wohl ein gute halbe Stund, bis man zukunte, den Gang zu geben, welchen er aber nicht erwartete, sondern fill gähling von sich selber maus bott danniber und so, das das Verreden und Umfallen eins war. Der kan recht genant werden forcirt. Dieser ist nun der fünfte, welchen wir gefangen, ohne einmahl darzwischen zu fallen. Schonsten ist der 6te an der Zahl.

†) vergl. Nr. 1 des 5. Jg.

**) vergl. Menard: „Aus dem kurlöwnischen Jagdrevier“ in Heft 2/3 des 12. Jg. der Mitt. Rh. Vereins f. Denkmalspflege und Heimatschutz S. 118.

*) Daß ich diese und die weiter unten folgenden Briefe mittheilen kann, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Privatdozenten Dr. Greben in Brühl. Die Urchriften dieser eigenhändigen Briefe des Kurfürsten an seinen Bruder befinden sich im Geheimen Hessischen Staatsarchiv in München und sind dort von Herrn Dr. Greben bei seinen Forschungen zum Tode des Freiherrn von Noll aufgefunden worden. Die hier nicht mitgetheilten Teile der Briefe betreffen politische Dinge. — Bis auf die im Original völlig fehlende Interpunktion und die Großschreibung der Hauptwörter, die damals nicht üblich war, ist die alte Schreibweise beibehalten worden.

*) vergl. auch den Artikel über die Anfänge Brühls in dieser Nummer.

24. 10. 1734:

Gestern hat der Hirsch, welcher ein Hertzehenter war, 4 Stund gebauert, bis wir ihn gefangen, was vill ist. Das die weilsche Chaisse, in weilsche Graf Hohenzollern und Thundehant Röll sasse, auch bei den Todt sich einfunte, in diesen Land kan mans gleichsam ein Mirall 1) nennen.

31. 10. 1734:

Ich kan mich selbstn nit gnuch verwundern, das bisher sehr allezeit den Hirschen fange. Forgestern bin ich auf den Sten gekommen, welcher ein 14jener war und bei fünf Stund bauerte. Wir hätten bald zwey auf einmahl gefangen, indem selbe sich wohl 3 Stund miteinander lassen lagen.

7. 10. 1734 2):

Obwohl in nezt verfloßen Hubertusjacht 3) der Boden völsch mit Schnee bedeket ware, nichtsdestoweniger ist danoch der Hirsch, nachdem selber bei die e Stund gebauert, for die Hund sehr tod nidergefallen und das ohne Bedckung der Perden noch Huntein. Morgen soll ich for das letztmahl jagen, um die zehente Zahl zu erfüllen.

14. 11. 1734:

Der an Huberti Tag hier ziemlich stark gefallene Schne ist andern Tags gleich vergangen. Morgen gehe ich nach der Hirschjacht näher Augustenburg, indeme alda ein eingerichtes Jagen auf Sau gemacht ist worden.

Die Saujagd wurde ähnlich ausgeübt wie die Parforcejagd auf den Hirsch. Als Hahnhunde wurden meist schwere englische oder dänische Doggen verwandt. Ein kleinerer Hund, der FINDER, wird zunächst auf die Vorstufe und die Verfolgung des Schweins geschickt; jagt er hinter dem Schwein, dann werden von den Hah- oder Rüdenmännern die Hah- oder Rüdenhunde gelöst, die das Schwein pöden und festmachen; meist kommt es zu einem schweren Kampf zwischen Hunden und Sau, der nicht selten einigen Hunden, vor allem wenn sie der Sau auf den Kopf kommen, Tod oder Verwundung bringt. Die Sau wird entweder geschossen oder vom herangekommenen Jagdherrn, meist nachdem ein Hahmann ihr die Schenke des linken Hinterlaufs durchschnitten hat, dadurch abgefangen, daß ihr von links rückwärts der Hirschfänger ins Herz gestochen wird. Die Saujagd war auch für die Jäger nicht ohne Gefahr; und Clemens August ist, wie sein Brief vom 5. 12. 1734 zeigt, im Jahre 1734 bei einer Saujagd in große Bedrängnis gekommen. Er schreibt:

Es sehnd mir gleichsam die Har ze Berg gestanden, wie von dem Herrn Brudern selbstn vernommen, was für ein erschütterliches Unglück derselbe gehabt auf der Sau Jacht. Wer können beide diese Jahr wohl Gott danken, daß Er uns so wunderbarlich bewahret in diesen gleichen Gelegenheiten.

Die Jagd auf das Wildschwein wurde, vor allem in Waldbrevieren mit dichtem Unterholz, häufig auch in der Art betrieben, daß die Dückung, in der das Tier steckte, mit hohen Büchern umstellt und das Schwein durch Hunde oder Treiber nach einer offenen Seite herausgedrückt und auf die Jagdherrn zugetrieben wurde. Je nach dem Gelände wurden auch solche „eingerichteten“ Jagden und Hah miteinander verbunden. Ueber diese verschiedenen Jagdarten berichtet Clemens August außer im oben schon wiedergegebenen Brief vom 14. 11. 1734 noch:

11. 1. 1734:

Der Herr Bruder wird von den General Neuhberg verstanten haben, wie das for etzigen Tagen ein nit vill geringere Schwein als die erstere gefangen. Morgen gehe eigens nach Brühl, wo sich in selbtigen Wald ebenfalls ein großes Schwein finten soll. Ich war forgestern da und traft vill Sau an von 4 und 3 Jahren, hatte aber das Unglück keine zu bekommen. Die Nachfolger von Bisel gebe ich die Schuld, dan diese vorausgegeben, als sie an den Finter gekommen, derowegen die Ridenhant ganz ferich worden. 4)

1) wegen der Umwegsamkeit des Geländes.

2) Die Datierung des Briefs mit 7. 10. beruht offenbar auf einem Schreibfehler. Der Brief ist im November geschrieben, wie sich aus dem Datum des geschilderten Jagdtages (vergl. auch den folgenden Brief) und aus der Angabe der Zahl in der Reihe der Jagden — die 8. Jagd fand am 29. 10. statt — ergibt.

3) 3. November.

4) Dieser Satz ist mir nicht ganz verständlich. Unter „Bisel“ wird man wohl den Vorstuchhund zu verstehen haben (Bisel — Wiesel — Führer). Finter — FINDER; Ridenhant — Rüden — oder Hahnhunde. Wahrscheinlich haben

18. 11. 1734:

Die kleine Reiz nach den Kloster Füssen wegen der Schweißhag halber wird verhoffentlich glücklich abgelassen sehn; zumahlen der Herr Bruder nit oft dahinkommt, also wird alda eine Menge zu sehen gewesen sehn. Ich habe hier schon zwey Tag an einen eingerichteten Jagen selagt; heunt ist der dritte, weilsen ein ungeheueres Schwein sich darin befindet, welches keine Möglichkeit war herauszubringen. Die Dückung ist so stark, das mit Hagen ebenfalls nichts ausgerichtet.

27. 12. 1734:

Heunt habe ein unbeschreibliche Freud gehabt auf der Jacht unweit Bönn, allerweil an alten Ort, indem, ohne das was bestalt war, ein Haupt Schwein *) gefangen, weilsche sehr 4 Cent. gewogen. Die Wäze **) und Füllschilde hirsche. Zwey tote Hund waren darbey und 4 von meinen alten; einer ist todt und 4 geschlagen.

Nicht selten werden auch die Wälder der Bille und des Kottenforstes vom Lärm der Treib- und Klopffjagden erfüllt gewesen sein, bei denen ein großes Aufgebot von Treibern aus den Dörfern des Jagdgebietes mit allen Sorten geräuschmachender Instrumente das Wild den Jagdherrn vor die Büscheln trieb.

Aus einer Notiz in dem Tagebuch, das der Bruder des am 5. Mai 1733 getötenen Freiherrn von Röll, der Dondechant von Röll, über die Zeit seines Aufenthalts bei Clemens August führte, ist zu entnehmen, daß der Kurfürst in den Sommermonaten aufs Rehblatten ging. Das zurückgezogene Leben, das der Kurfürst nach dem Tode seines Deutschordensministers Johann Baptist von Röll führte, war allem der Mangel an körperlicher Bewegung, rief gesundheitliche Störungen bei ihm hervor; die Aerzte drängten Röll, auf den Kurfürsten einzuwirken, daß er sich Zerstreuung und Bewegung verschaffe. Das Tagebuch sagt hierüber:

Es möchte aber nicht lang gut thun, sollte derwegen trachten, höchstselbst zur Commotion zu persuadiren, welches fleißig that; und als es schon gegen medio Juny ware, wo Ihro Churfürstl. Durchlaucht jährlich pfliegen auf das Rehblatten zu gehen, welcher in der That niemalen gesehen, so trage die Commotion einige Mahl ahn, bis sie verschiedentlich geschehe.

In der Rheinebene, vor allem in dem Gelände um Berzdorf, lag Clemens August der Entenjagd und seiner liebsten Jagdart, der Reiherbeize, ob. Für die Entenjagd erbaute er sich 1750 das Schloßchen Entenfang, das in einer wasserreichen Niederung liegt, der aus den Parkweihern und vom Vorgebirge immer neues Wasser zugeführt wird. Wie der Name schon sagt, werden die meisten Enten hier wohl mit flügelahmen Vödenten oder auch mit Hanten und Stednehen gefangen worden sein. Im Osten des Baues liegt ein kleiner ziemlich regelmäßig geformter viereckiger Teich, der für den Fang der Wildenten, die auf dieses Wasser einfielen, eingerichtet war. In die Ufer des Teichs waren ehemals Kanäle eingeschnitten, die bogenförmig verliefen und sich allmählich verengend, in ein Gitterwerk und schließlich in einen Garnsack mündeten. Die auf den Teich gesetzten dressierten Enten lockten die Wildenten herbei und schwammen mit diesen nach den Kanälen, in denen sie gewohnt waren, ihr Futter aufzunehmen. Der in einem Schilfhaus versteckte Entenfänger trieb die verängstigten Wildenten in den Garnsack; die Vödente schwamm zu neuer Verrätherei in den Teich zurück. Auch mit der Entenflinte wird den Wildenten hier nachgestellt worden sein.

Die Jagd mit den Falken auf den Reiher, die Falken e, galt als die edelste Jagdart; sie stand auch im Jägercietat an erster Stelle; der Stab von Falkenruten, Krähenmeistern, Milannemeistern, die mit der Dressur und Wartung der Falken betraut waren, und deren Helfern war größer als das Personal der Parforcejagd. Das Schloß Falkenlust ist der stärkste einheitliche Ausdruck der Wertschätzung, die der Kurfürst der Falkenjagd entgegenbrachte;

die Hahmänner (Nachfolger), die mit den Hahnhunden hinter dem FINDER folgten; die Rüden zu früh gelöst (vorausgegeben), bevor der FINDER, auf den sie aufgelaufen waren, die Sau jagte.

*) ein Schwein über 6 Jahre.

**) Wäze — Wezer — Hauer oder Gesehre, die langen Eckzähne des Reiters.

und auch das Schloß Augustsburg ist angefüllt mit Erinnerungen an sie. Im Schlafzimmer der Augustsburg (Raum 49) ist Klemens August als Falkenjäger abgebildet; im Erdgeschloß des Schlosses Falkenlust paradiert das ganze kurfürstliche Jagdgesolge in dem blauen silberbetrehten Kostüm der Falkenjäger, die Fayenceplatten des Treppenhauses, die Ornamente der Decken und Wände zeigen in immer neuer Abwandlung Falken und Reither und Szenen der Falkenjagd. Falkenlust war der Ausgangspunkt für die Falkenjagden in der Rheinebene, die im Juni, Juli und August in den Nachmittagsstunden abgehalten wurden, wenn die Reither schwer beladen vom Fischen zurückkamen und mit tragem, schwerem Flügelschlag ihren Ständen zustrebten. Nur der satte, volle Reither wurde gebeizt, der leere entging den Falken fast immer, da er sich leicht in die Höhe schrauben konnte. Wenn ein beizwürdiger Reither heraufzog, wurde die Jagdgesellschaft vom Piqueurdienste tuenden Falkonier, der zu Pferde allen sichtbar auf einer freien Umschau gewährenden Höhe hielt, auf den Reither gelenkt. Man läßt diesen zunächst eine kurze Strecke vorausfliegen und wirft dann die abgehaubten Falken — meist 2, seltener nur 1 — in die Luft, die nach kurzem Flattern in reißendem Fluge dem Reither nachstürmen, der sich seiner Fische entledigt und ängstlich schreiend aufsteigt. Abwechselnd stoßen die Falken auf ihn, er erwehrt sich der Angriffe, bis er ermüdet und die sich ihm an Hals oder Flügel hängenden Falken nicht mehr abschütteln kann. Dann sinken die Vögel, zu einem flatternden Ballen geformt, raufend und schreiend zu Boden. Die Jagdgesellschaft und die Falkoniere sind dem Zuge der Vögel in der Luft gefolgt; es ist ein schwieriges, besondere Aufmerksamkeit verlangendes Reiten hinter Falken und Reither; die Aufmerksamkeit muß zwischen der Beobachtung des Kampfes in der Luft und der Acht auf Pferd und Gelände geteilt werden. Ist der Reither heruntergeholt, dann stürmen die Jäger und die Falkoniere, deren Falken beteiligt sind, in schnellster Gangart dorthin, wo er zur Erde gekommen ist. Vor allem die Falkoniere müssen bald zur Stelle sein, da die Falken oft, sowie sie auf den Boden gekommen sind, den Reither loslassen und gleich mit der Taube, die an den Faden gebunden ist, gelockt werden müssen. Der Reither blieb meist unverletzt, da die Fänge des Falken mit angebundenen kleinen Holz- oder Bleifügeln unschädlich gemacht waren. Man löste den Falken von ihm, streifte ihm einen Metallring mit Angabe von Ort und Zeit des Fanges auf sein Gießebein und ließ ihn wieder fliegen. Einmal wurde, wie sich auf einem Bilde im Schloß bekrundet findet, im Jahre 1736 bei Brühl ein Reither gebeizt, der nicht weniger als fünf solcher Ringe trug, darunter einen, der ihm mit der Jahreszahl 1724 bei Konstantinopel angeheftet worden war. An die Falknerei erinnert auch noch ein Denkmal eigener Art im Brühler Schloß: Dort findet sich eine förmliche Galerie von Falkenporträts. Klemens August ließ seine Jagdfalken durch den Hofmaler Schild malen und jedem Bilde den Namen des Tieres beischreiben. Da finden wir u. a. den „Grünbeck“, die „Weißelau“, den Kurzschwanz“, die „Herzogin Sager Elisabeth“, die „Königin Geer Fald“, von Ihrer Churfürstl. Durchl. zu Cöllen Clement August selbst abgetragen worden. Gefangen 1736 ganz allein an 30 Nenger.“

Die Reither hockten in Ständen von 20—100 Nestern in den Waldstücken der Rheinebene und vor allem im Brühler Park, wo sie sorgfältig gehegt wurden. Wie sie im Park ausgerottet wurden, davon wird eine Anekdote erzählt, von der ich nicht habe feststellen können, ob sie einen historischen Hintergrund hat. Im Park nisteten neben den Reithern ungezählte Krähen; in einem Baume zählte man oft 20—30 Krähenester. Als der letzte Kurfürst Maximilian Franz eines Tages mit zahlreicher Gesellschaft sich im Park erging, trug es sich zu, daß eine zu Häupten der hohen Herrschaften vorüberfliegende Krähe die schuldige Ehrfurcht so gänzlich außer Augen setzte, daß sie den Goldbrokat des kurfürstlichen Kleides unziemlich

beschmutzte. Serenissimus war über die frevelhafte Majestätsbeleidigung sehr erzürnt und befahl, die gesamte Krähenkolonie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Des Endes wurde die flatterfähige Jugend Brühls aufgeboten, und diese vollzog ihr Werk so gründlich, daß auch nicht ein Nest verschont blieb. Es sollten in Brühl niemals so viele gebratene junge Krähen und in Köln nie so viele junge Tauben gegessen worden sein wie in diesen Tagen. Mit den Krähen aber gingen auch die Reithernerster zugrunde.

Etwas zeigt die Anekdote jedenfalls — und vielleicht ist sie erfunden, um dies deutlich zu machen —: Mit dem Tode des Kurfürsten Klemens August ist die glänzende Zeit des großen Jagdbetriebes zu Ende. Unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Max Friedrich von Königsberg, begann eine arme Zeit für den Kurfürst, „man trug sich schwarz und rot, da litt man Hunger wie die schwere Not“, wie der Spott des Volkes sang, dem die Erinnerung an die „Paradieszeiten“ des wittelsbachischen Regiments nachlebte. Kaum war Klemens August verstorben, als auch schon der Jagdnachfolger, der große Apparat der Jagden mit Falken, Pferden, Hunden und Wagen unter den Hammer kam. Die großen Jagden waren tot, in den Wäldern wurde es still, bis die französische Revolution den letzten Kurfürsten von Köln, den Habsburger Maximilian Franz, aus seinen linksrheinischen Besitzungen vertrieb (1794). Mit dem Jagdruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ mahlte jedermann in den ehemals kurfürstlichen Wäldungen und vernichtete den gesamten Hochwildbestand bis auf kümmerliche Reste. In der Folgezeit gelang es trotz mannigfacher staatlicher Fürsorge nicht, den Wildbestand der Bille und des Rottenfortes wieder hochzubringen, und das Jahr 1848 gab der Rot- und Damwildjagd in den ehemals kurfürstlichen Forsten den Todesstoß. Der Einbruch der Industrie in das Waldgebiet der Bille tat ein übriges, dort für alle Zeit Wild und Wald zu vernichten.

Weinbau am Vorgebirge

Wenn wir heute die gesegneten Hänge des Vorgebirges durchwandern und uns in der Frühlingszeit erfreuen an der Blütenpracht der Obstanlagen, die in malerischer Dichte weithin sich ausdehnen, dann können wir uns kaum vorstellen, daß ehemals der größte Teil der Gartenflächen dem Weinbau gedient hat. Nur vereinzelte Flurnamen und alte Aufzeichnungen, Chroniken und Weinstümer melden uns heute noch von ausgedehntem Weinbau, von Weinabgaben als Pacht, vom guten oder schlechten Weinjahr usw.

Das Mittelalter und die Neuzeit bis weit ins 18. und 19. Jhd. hinein ahnten den Bier- und Schnapskonsum in seiner heutigen Ausdehnung kaum und waren bezüglich der Befriedigung der angestammten Lust der Deutschen zum Begehen viel mehr als heute auf den Weinkonsum eingestellt. Und mancher Krämer, der heute jedem Trinker sein Essigvorkäse, wuchs damals vornehmlich in der Nähe von Städten bis weit zum Norden hin und wurde getrunken. Ramp am Niederrhein, die alte berühmte Zisterzienserabtei, hatte einen eigenen Weinberg am Südhange des Klosterberges, und die Bilder Merians von Köln und Bonn, die aus der Zeit des 30jährigen Krieges stammen, zeigen innerhalb und außerhalb der Städte neben den Gemüsegärten zahlreiche Weinanpflanzungen.

In und um Bonn gibt es heute keinen Weinberg mehr, und doch besaß daselbst früher jeder gutsituierte Bürger seinen Weingarten und der Großhandel Bonns im Mittelalter besaß sich fast ausschließlich mit dem Weinhandel.

Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war ein großer Teil des Vorgebirges mit Weinreben bestanden, und der Weinbau gab in der stark bevölkerten Gegend manchem Kleinsauer Beschäftigung und Unterhalt. Eine Statistik aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigt, daß von einer Gesamt Morgenzahl des gartenmäßig genutzten Bodens des Kreises Bonn von 5695 Morgen rund 1930 Morgen an Weingärten, 2206 Morgen an Gemüsegärten und 1559 Morgen an Baumgärten vorhanden waren; ein immerhin beträchtlicher Prozentsatz, wobei den südlichen Teilen des Vorgebirges um Godesberg und der Gegend um Giesdorf-After der Hauptanteil zukam.

Die meisten Weingärten waren naturgemäß an den Hängen des Vorgebirges angelegt, nur vereinzelt in der

Rheinebene bei Hersel, Rheindorf, Bonn und Pflittersdorf. Die nördlichsten noch heute feststehenden Weingärten am Vorgebirge lagen bei Bühl „am Wendel“ und bei Badorf am „Wingertsberg“, dessen letzte Reben erst in den 70er Jahren wegen der vielen Traubendiebstähle ausgeworfen wurden.

Die Hauptrichtung des Vorgebirges, das sich nordwestlich erstreckt und dessen Hänge nach Nordosten zeigen, war dem Weinbau an sich nicht besonders günstig. Doch boten die zahlreichen Einbuchtungen und Einschnitte häufig ganz vorzügliche Süd- und Südostlagen, wie bei Alfster und Odelhoven-Impeleken. Doch war die Südlage für die Qualität des Weines nicht allein maßgebend, und der beste Wein des Vorgebirges, der Giesdorfer, wuchs an Hängen in ausgesprochener nordöstlicher Lage.

Die Beschaffenheit des Bodens am Vorgebirge war sehr verschieden; neben sandigem und kiesigem Boden, der dem Weinbau nicht günstig war, war der fruchtbare kalkhaltige Lehm für die Vegetation des Weinstocks und den Traubenanfang sehr vorteilhaft. Noch günstiger war es damit in der Ebene. Doch gedieh hier noch weniger als auf den Hängen ein edler und würziger Wein, da hier wie dort Schiefergestein und Grauwacke fehlten, die die Tagesstrahlen der Sonne auffangen und Nachts wieder ausstrahlen. Ungepflanzt wurden fast ausschließlich rote Weintrauben, die einen schlechten, herben „Rheinbleichart“ gaben, überallte gewöhnliche Sorten, die immer und immer wieder durch Schnittlinge aus zweijährigem Holze vermehrt wurden.

In der Rheinebene, wo auch rote Trauben keinen trinkbaren Wein mehr lieferten, pflanzte man weiße Trauben an, deren Saft nur zur Essigbereitung zu verwenden war. Die Art der Bodenbearbeitung, der Düngung und Behandlung der Reben, der Neuanlage von Nebenanpflanzungen entsprach im Allgemeinen der an Rhein und Uhr üblichen Form. Doch war der Abstand der Rebstöcke von 3 Fuß im Quadrat für die weniger steilen und nicht immer sonnenerwärmten Hänge des Vorgebirges viel zu eng, um eine volle Wirkung der Sonnenstrahlen auf die reifenden Trauben zu erzielen, wie wir auch heute noch im Vorgebirge die zu enge Pflanzung der Obstbäume als Folge der vielfach betriebenen Zwerzwirtschaft als besonders auffallend feststellen können.

Auf die Weinlese wurde am Vorgebirge meist nicht die nötige Sorgfalt verwandt. Die Schließung der Weinberge und der Beginn der allgemeinen Weinlese wurde vom Ortsvorsteher, in Bonn vom Magistratsrat bestimmt. Wenn der Ortsvorsteher einen günstig gelegenen Weinberg hatte, kam es häufig vor, daß die Rebe für viele Lagen zu früh festgesetzt wurde und die Besitzer der schlechter gelegenen Weinberge gezwungen waren, ihre Trauben unvoll einzusammeln. Auch legte man im allgemeinen keinen besonderen Wert auf sorgfältige Trennung von reifen und unreifen Trauben, so wie auf Ausschleibung der faulen Trauben. Dadurch wurde die manchmal noch gute Qualität des Weines sehr nachteilig beeinflusst.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts rechnete man in einem Zeitraum von 12 Jahren auf etwa 2–3 gute Weinjahre mit einem Ertrag von 12–16 Dhm (1 Dhm ca. 137 l), auf 5–6 mittlere Weinjahre mit einem Ertrag von 8 Dhm und in den übrigen Jahren auf etwa 4 Dhm je Morgen. In der Ebene erzielte man 1–3 Dhm pro Morgen mehr. Da in guten Weinjahren bis zu 20 Reichsthalern für ein Dhm Wein gezahlt wurde, kamen die Winzer auch bei den ziemlich erheblichen Kulturkosten, die durchschnittlich 30–50 Rflr. pro Morgen ausmachten, aber an die Kosten der Rhein- und Rheingewinzer nicht heranreichten, recht gut auf ihre Rechnung.

Doch gerade in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts brachten eine fast ununterbrochene Reihe von Mißjahren und zahlreiche Krankheiten an den Weinreben die Winzer des Vorgebirges in die größte Not, und damals ging namentlich in den nördlichen Teilen der Weinbau stark zurück. So hatte Merten im Jahre 1811 noch 25 Morgen Weingärten, die im Jahre 1850 bis auf 1½ Morgen verschwunden waren, und von den in Waldorf 1840 noch vorhandenen 154 Morgen wurden im Jahre 1850 nur noch 45 Morgen bearbeitet.

Vergebens bemühte sich der landwirtschaftliche Verein in Bonn um die Hebung des Weinbaues. Versuche, edlere, frühreifende Traubensorten einzuführen, scheiterten trotz der regen Agitation an dem wenig regen und am Hergebrachten hängenden Sinn der Weinbauern; selbst Prämien und die kostenlose Verteilung von edleren Rebensorten zur Neuanpflanzung versungen nicht, und die Erwartungen, die man an die Einbürgerung der „Schwarzen Kläbner“traube, einer frühreifenden, auch in minderwarmen Strichen und ungünstigen Lagen gedeihenden Sorte, die einen feinen, würzigen Rotwein liefern sollte, entpuppte, wurden bitter enttäuscht. Auch weitergehende Aufklärung und Anleitung zur

*) D. L. Wengel = Drubeengel = Weinstock. Die Kirchenrechnung von 1736 enthält folgende Angabe: „Wendel vulgo Wengel, theils Älter, theils weinland“.

sachgemäßen Behandlung der Weine beim Gährungsprozeß hatten recht wenig Erfolg; nach wie vor widmeten die kleinen Winzer dem gekelterten Weine nur geringe Sorgfalt; oft hatten sie nicht einmal geeignete und genügend gereinigte Gefäße und lagerten den Wein zur Gährung in die Scheune oder gar in die Ställe, wodurch der Wein einen üblen Beigeschmack erhielt.

Es läßt sich denken, daß bei dieser Behandlung die Weine für den auswärtigen Absatz nur in geringem Maße in Frage kamen; sie mußten dann wenigstens mit Ohrwein verschüttet werden. Soweit sie nicht zur Essigbereitung dienten, wurden sie am Vorgebirge selbst getrunken.

Die mangelnde Marktfähigkeit der Ware, die Unsicherheit des Ertrages, die in den schlechten Weinjahren die kleinen Winzer zum Hungern verurteilte, die seit der Mitte der 30er Jahre ständig steigenden Fruchtpreise wiesen die Vorgebirgler auf die Umwandlung des Weinlandes in Fruchtland, Obst- und Gemüsegärten hin, da Obst- und Gemüsebau nicht nur wegen der größeren Sicherheit lohnender war. Die entscheidende Wendung aber brachte der starke Bedarf der Großstädte und der Industriezentren an Obst und Gemüse; erst hierdurch wurden die Bedingungen für die intensivierte Bodenausnutzung geschaffen, die aus dem Vorgebirge einen einzigen großen Obst- und Gemüsegarten machte, wie er sich uns heute zeigt.

W. B.

Heimatglocken

Heimatglocken, Heimatglocken,
O, wie traut ist euer Klang!
Bald ein Jubeln und Frohlocken,
Bald ein klagender Gesang.
Heimatglocken, Heimatglocken,
O, wie traut ist euer Klang!

Seit der Kindheit holden Tagen
Hab' ich euerm Ton gelauscht;
Hab' in Freuden und in Klagen
Wiegespräch oft mit euch getauscht.
Heimatglocken, Heimatglocken,
Hab' voll Andacht euch gelauscht.

Dauften mäh' ich lang noch, lange
Euer milden, süßen Klang,
Bis dereinst zum letzten Gange
Ihr mir singt den Grabgesang.
Heimatglocken, Heimatglocken,
O, wie süß ist euer Klang!

Wilhelm Jdel

Heimat

Das muß uns bleiben, wenn wir unser Vaterland auf der Grundlage wieder aufbauen wollen, die unvergänglich und unzerstörbar sein soll: die innige Liebe zu unserer Heimat, zum Volkstum, aus dem jeder einzelne entsprossen ist, und dazu soll kommen die heilige Arbeit am Ganzen. Da löst sich jeder Widerstreit zwischen Gesamtheit und Einzelstaat, da wird die engere Heimat zur Quelle unserer Kraft und die weitere, die große Heimat zum Ziel und Kern unserer Arbeit.

Reichspräsident Ebert.

Bodenständigkeit

Je länger ein Volk auf einem bestimmten Teil des Erdbodens wohnt, je mehr es sich zu den höheren Kulturformen des menschlichen Zusammenlebens erhebt, desto tiefer wächst es in diesen Boden hinein, desto nachhaltiger wird es in seinen geistigen und wirtschaftlichen Fähigkeiten und Daseinsformen von der Landesnatur abhängig.

Paul Wendzky.

Vom Wandern

Es ist ein großer Segen und berechtigt zu starker Hoffnung, daß mitten im Materialismus der Zeit das Wandern in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Gerade darin wie in nichts anderem zeigt sich, daß unter all dem Schutt und Moder, der sich über die deutsche Seele gelagert hat, in ihren Tiefen noch unverwundlich die Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen und Unmöglichen der Natur wacht. Sorgen wir doch ja, daß es in diesen Tiefen immer lebendiger sprudelt!

Edm. Neuendorff.

Waldschuhspruch

Hast du gegessen und geruht,
Und auch geleert die Flasche,
So steck die Reste, sei so gut,
Hübsch wieder in die Tasche.
Papier und Glas, dies merke nur,
Verschönern niemals die Natur.

Boozmann.